

Herbert Diercks

Als Jugendliche im KZ Neuengamme: Frauen aus der Ukraine erinnern sich an Deportation, Zwangsarbeit und KZ-Haft

Im März 1998 besuchten drei Frauen aus der Ukraine, Frau Kurljak, Frau Maksa und Frau Prokopenko, auf Einladung des Freundeskreises KZ-Gedenkstätte Neuengamme e.V. Hamburg.¹ Sie sind ehemalige zur Zwangsarbeit nach Deutschland Verschleppte, die aus unterschiedlichen Gründen von der Gestapo verhaftet und in das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück deportiert worden waren. Von dort brachte die SS sie in unterschiedliche Frauenaußenlager des KZ Neuengamme. Die drei Frauen überlebten diese Verfolgungen und konnten in ihre Heimat zurückkehren. Die Videointerviews, aus denen im folgenden zitiert wird, wurden von Alissa Kaplunova im Auftrag des Freundeskreises KZ-Gedenkstätte Neuengamme e.V. 1998 durchgeführt, transkribiert und übersetzt. Vollständige Fassungen der Videointerviews, Transkriptionen und Übersetzungen liegen im Archiv der KZ-Gedenkstätte Neuengamme vor, notwendige Kürzungen für diese Dokumentation wurden gekennzeichnet.

Erinnerungen an Jugendjahre und die Deportation

Frau Maksa:

Ich bin Zheleznjakowa, Aleksandra Iwanowna, nach der Heirat Maksa, geboren im Jahre 1925 im Kreis Kursk. Meine Eltern waren wohlhabend, aber im Jahre 1933 herrschte eine große Hungersnot und wir mußten in die Gegend von Leningrad umziehen. Dort ging ich zur Schule. Meine Eltern arbeiteten in Leningrad, als im Jahre 1941 der Krieg ausbrach. Wir, Studierende eines Technikums, 14 bis 15jährige Kinder, wurden zum Ausheben von Panzergräben abkommandiert. Das war 100 Kilometer von Leningrad entfernt. Zu dieser Zeit wurde Leningrad von deutschen Truppen angegriffen und eingekesselt. [...]

Eines Tages wurde ein Mädchen gesucht, das sich im Umland von Leningrad gut auskennt. Ich kannte mich aus, und ich war 16, klein und gerade für die Aufgabe geeignet, unsere Funkerin zu begleiten, die eine Funkeinrichtung zu den Partisanen

bringen mußte. Wir überquerten die Frontlinie und gingen Richtung Pskow. [...] Als wir aber die Eisenbahnstation Dno erreicht hatten und die Funkerin sich in einen Wald begeben hatte, um Partisanen zu finden, geriet ich in die Hände der Polizisten. [...] Sie setzten sich mit meiner Stadt in Verbindung, riefen meine Mutter an: "Haben Sie eine Tochter? Wo hält sie sich momentan auf?" Und sie antwortete: "Ich weiß nicht, wo meine Tochter ist. Ich habe sie seit acht Monaten nicht gesehen, vielleicht ist sie unter Bomben ums Leben gekommen." Dann teilten sie ihr mit, daß ihre Tochter unter Verdacht steht, eine Partisanin zu sein. [...] Ich wurde in ein Frauenkriegsgefangenenlager eingewiesen. Von dort hat man Kriegsgefangene und verdächtige Personen wie mich nach Deutschland geschickt. Ich kam zuerst nach Danzig, in ein Sammellager, aus dem wir danach in verschiedene Lager in anderen Städten überwiesen wurden. Ich kam in ein Lager in Frankfurt am Main, das Lager Nummer 19. Das war ein Arbeitslager.

Frau Kurljak:

Ich bin Kurljak, Nila Aleksandrowna, geboren in der Stadt Nikolajew. Als der Krieg anfang, lebte ich dort. [...] Mein Vater war gestorben. Da war ich gerade zwei Monate alt. Meine Mutter starb, als ich zwei Jahre alt war. Ich wurde von meiner Tante großgezogen. Sie hatte keine eigenen Kinder und so wuchs ich bei ihr auf. Meine Kindheit war bei ihr, wie man sagt, nicht schlecht. Ich war versorgt. Zwar ließ meine Gesundheit zu wünschen übrig, ich bin schon seit meiner Kindheit schwach gewesen, aber man pflegte mich. Ich stand unter ständiger ärztlicher Aufsicht. [...] Vor dem Krieg ging ich zur Schule. Ich habe nur sieben Klassen beendet, das war alles. Dann brach der Krieg aus. Und dann, nachdem die Deutschen einmarschiert waren, begann die Vorbereitung der sogenannten "Verschleppung von Jugendlichen nach Deutschland". Es wurde nach Geburtsjahren vorgegangen. Zuerst wurde der Jahrgang 1922, dann 23 genommen, so lief es nach und nach, aber mein Jahrgang war lange noch nicht an der Reihe. Es passierte erst im Jahr 43. 1943 kam ein Befehl: Alle, die 1926 geboren waren, sollten sich beim Arbeitsamt wegen des Arbeitseinsatzes in Deutschland melden. Ich konnte mich anfangs davor drücken, ich erschien einfach nicht. Dann hat man Hausbesuche gemacht und kontrolliert. Da hat man natürlich festgestellt, daß ich 1926 geboren war, und ich mußte mich innerhalb von zwei Wochen melden. Ich war gezwungen, meine Sachen zu packen und dorthin zu gehen. Man

versammelte uns in Nikolajew, in einer Schnapsbrennerei. [...] Im Laufe von zwei bis drei Tagen hat man uns dort gesammelt. Dann wurden wir abtransportiert.

Der Anblick war fürchterlich. Diese Kolonnen, und daneben Deutsche mit Hunden und unsere Verwandten. Hier wurde eine Mutter ohnmächtig, dort bellten die Hunde. Wir warfen uns hin und her, stießen auf Peitschen. Man umkreiste uns und stieß uns in so volle Waggons, man konnte dort nicht mal stehen. So haben wir uns, wie man sagt, von unseren Familien verabschiedet, so gut es eben möglich war. Schreie, Heidenlärm... Wir fuhren ab. Wie lange wir gefahren sind, weiß ich nicht mehr. Sechs oder zehn Tage.

Frau Prokopienko:

Ich bin Zujewa, Nadezhda Aleksejewna, geboren am 30. September 1927 in der Ukraine in der Stadt Nikolajew. [...] Ich war 13, als der Krieg ausbrach. Die deutschen Truppen marschierten im August 1941 ein, im September wurde ich 14. Und ab dem 15. Lebensjahr mußte man schon Zwangsarbeit leisten. Man mußte sich beim Arbeitsamt melden. [...]

Als wir das erste Mal zur Registrierung erschienen, wurden meine zwei Freundinnen und ich für die Arbeit in einem deutschen Lazarett eingeteilt. Dort waren wir in einer Zahnstation beschäftigt. Ein Jahr arbeiteten wir dort, und dann kam im September 1943 mein 1927er Jahrgang an die Reihe, nach Deutschland verschleppt zu werden. [...] Es war so, daß wir uns freiwillig melden mußten... Alle wurden in einer Spiritusfabrik versammelt. Es war unmöglich, dort nicht zu erscheinen, da man drohte, unsere Eltern abzuführen, wenn wir nicht kämen. Natürlich haben wir uns geopfert, die Eltern taten uns leid, die man sonst nach Deutschland verschleppt hätte. Deshalb gingen wir zu der Registrierung in die Fabrik und wurden am nächsten Tag in einen Zug gesetzt und nach Deutschland geschickt.

Als "Ostarbeiterinnen" in Deutschland

Frau Maksa:

Das war ein von der SS bewachtes Lager, in dem sowohl Männer als auch Frauen inhaftiert waren. Deshalb ließ man aus der Befürchtung heraus, daß sie schwanger werden könnten, die Frauen sterilisieren. Die Verpflegung war in diesem Lager entsetzlich, nur Steckrüben und ein Stückchen Brot. Alle Lagerinsassen waren sehr unterernährt. Es wurde oft bombardiert. Frankfurt am Main wurde sehr bombardiert.

Ich arbeitete zusammen mit Olga Puchowa an einem Bahnhof, wir reinigten Waggons und da wir nur zwei waren, gingen wir ohne Wache in die Stadt. Man zeigte uns den Weg, wir gingen zur Arbeit, räumten in Waggons auf und kehrten allein zurück. Wir waren dort sehr lange beschäftigt. [...] Dort gab es eine Deutsche, Martha, etwa 50 Jahre alt. Sie hörte schlecht und sie arbeitete wie wir auf dem Bahnhof. Sie räumte in Waggons auf. Sie hatte eine Tochter, einen Mann und eine Enkelin. Ich war klein, sah wie ein Kind aus. Ich tat ihr irgendwie leid. Eines Tages sprach sie mich an: "Alex, man verbietet uns, mit euch zu reden, aber ich möchte gern, daß du mich besuchst und bei mir zu Mittag ißt. [...] Ich lade dich zu mir nach Hause ein. [...]" Ich ging hinter ihr. Sie nahm die Straßenbahn, ich folgte ihr. Sie betrat das Haus, in dem sie wohnte, stieg die Treppe zu ihrer Wohnung hinauf. Sie hatte auch Probleme mit Lebensmitteln. Aber sie kochte für mich Suppe und bot mir hausgemachte Marmelade an. Sie bewirtete mich und gab mir ein Glas Marmelade mit. Sie sagte: "Es ist uns verboten, mit euch zu kommunizieren, aber ich will dir helfen." Sie schenkte mir einen Rock, Blusen und diese Marmelade und ich verließ sie. [...]

Einmal kehrten wir nach einem Bombardement der Stadt ins Lager zurück und fanden unsere Baracke im Lager abgebrannt vor. Während eines anderen Bombenangriffs flohen wir. Da wir auf einem Bahnhof arbeiteten, stiegen wir während des Bombenangriffes bei erster passenden Gelegenheit in einen Zug ein, der nach Berlin fuhr und erreichten auf diese Weise Berlin. Dort stiegen wir in den nächsten Zug um, in Richtung Polen. [...] Aber an der Grenze wurden die Waggons von der Grenzpolizei kontrolliert und wir wurden entdeckt. Sie fragten, woher wir kämen. Wir gaben an, während eines Bombenangriffs aus Angst geflohen zu sein. Man glaubte unsere Geschichte nicht und ließ uns in einem Gefängnis in Schneidemühl einkertern. Während des Gefängnisaufenthaltes mußten wir in der Stadt arbeiten. Etwa zwei Monate später wurden wir in ein Frauenlager, das KZ Ravensbrück, geschickt.

Frau Kurljak:

Ich kam nach Neu-Brandenburg. Wir waren sehr wenige dort, nur etwa 50 Menschen. Wir wurden zu Arbeiten in einer kleinen Fabrik im Erdgeschoß eingeteilt, aber das war noch keine offizielle Arbeitsstelle. Man hat woanders auf uns gewartet, aber dort war noch nicht alles für unsere Ankunft vorbereitet. Vorübergehend ließ man uns hier arbeiten. Man fragte, wer von uns nähen könne. Es mußten Hemden, Hosen und Ähnliches für Soldaten genäht werden. Ich sagte zu. Andere Mädchen arbeiteten in der

Wursthalle bzw. backten Brot, Brötchen. So arbeiteten wir. Nachdem wir zwei bis drei Tage dort verbracht hatten, kam eine Deutsche und sagte zu uns, daß ein Mädchen für die Stadtkommandantur zur Arbeit in der Küche benötigt werde. Wer von uns würde das tun? Ich war einverstanden. Ich kam dorthin. [...]

Ich kenne den Namen der Hausherrin nicht. [...] Sie hatte zwei Kinder, drei beziehungsweise fünf Jahre alte Mädchen. Als die Kinder mich sahen, wollten sie immer nur mit mir spazieren gehen, ließen mich zu gar keiner Arbeit. Also ließ man mich den ganzen Tag mit den Kindern spazieren gehen. Sie spielten ihre Spiele. Sie spielten die Lehrerinnen, während ich eine Schülerin spielen mußte. Sie bestrafte mich sogar auf ihre Kinderart. Und so betreute ich sie die ganze Zeit. Am Abend, gegen fünf Uhr kehrte ich unbeaufsichtigt zu Fuß ins Lager zurück. So lief es etwa einen Monat lang.

An einem Tag kam die Anordnung, abzufahren. An diesem Tag ging ich nicht zur Arbeit. Wir wurden nach Brinkenau abtransportiert, in ein Militärwerk, wo Geschosse, Bomben, kleine Sprengbomben hergestellt wurden. [...] Man ließ mich an einer Drehmaschine arbeiten. Ich hatte aber kein gutes Augenmaß. Ich drehte diese kleinen Sprengbomben, winzige Bomben, und die Bohrungen mußten genau zueinander passen. Ich machte sehr viel Ausschuß. Deshalb stellte der Meister mich zu einer anderen Werkzeugmaschine, wo die fertigen Bomben mit Farbe lackiert wurden. Man betätigte mit dem Fuß einen Hebel, die Bombe drehte sich und wurde gestrichen. [...]

Hinter mir arbeitete eine schon sehr betagte deutsche Frau. Ich weiß nicht mehr, was sie genau für Arbeiten ausführte. Sie war sehr wohlwollend zu uns, sehr. Eigentlich waren den Deutschen jegliche Kontakte, Gespräche mit uns untersagt. Deshalb hat sie uns heimlich mal ein Stückchen Brot, mal eine Kartoffel hingelegt oder uns mal zugezwinkert. Auch wenn sie nichts anderes tun konnte, als uns zuzulächeln - das war für uns schon eine Hilfe. Sie hat uns damit unterstützt. [...]

Und dann habe ich mir überlegt: Hier läuft der Krieg, Menschen sterben an den Fronten, und durch meine Hand sterben meine Kameraden an der Front. Möglicherweise sind meine Mutter und mein Vater auch ums Leben gekommen. Ich dachte nicht nur über unsere Landsleute nach, überhaupt machte ich mir Gedanken: Ich arbeitete doch für die Tötung. [...]

In der Nähe dieses Werkes war das Lager eingerichtet. Wir gingen frei zu und von der Arbeit. Wir konnten nach der Arbeit in einem Wald Spaziergänge machen, ziemlich zwanglos. [...] Eines Tages gingen wir nach dem Abendbrot in den Wald, als ob wir

dort einen Spaziergang machen wollen. Wir verabschiedeten uns von den anderen Mädchen und brachen auf. Wohin wußten wir nicht, irgendwohin... [...]

Wir standen gerade vor einem kleinen Wäldchen. Kaum wollten wir ihn von der Seite umgehen, da erschien vor uns ein Deutscher: "Halt!". Wir hielten an. "Wohin?" Wo wollten wir hin? Wir sagten ihm, woher wir kamen, Namen und Vornamen hatten wir geändert. "Wir gehen zu einem Bauer". "Zu was für einem?" Also... Ein Wagen kam. Man ließ uns einsteigen und fuhr ab. [...] Danach holte uns der Führer unseres Lagers ab. [...] Er brachte uns zurück. Man nahm uns auf, schweigend, nichts, nur zu essen bekamen wir an diesem Tag nichts und wurden in einem Zimmer eingesperrt und mußten... Man mußte dort Fußbodenbretter abreißen, also taten wir das den ganzen Tag, hungrig. Danach wurden wir freigelassen: "Geht in die Baracke schlafen." Alle kehrten schweigend in die Baracke zurück, während ich protestierte: "Ich werde trotzdem weglaufen." Er hat darauf kein Wort gesagt, nicht geschlagen, nicht geschimpft. [...]

Dann, eines Tages, nachdem ich nach der Arbeit von der Nachtschicht in die Baracke zurückgekehrt war und mich hingelegt hatte, niemand sonst in der Baracke war, weil ich die Einzige war, die in der Nachtschicht arbeitete, weckte mich ein Polizist auf: "Steh auf! Zieh dich an!" Ich zog mich an, ging ins Werk. Mir wurden zwei Rationen Brot, ein Stück Margarine ausgehändigt. Und los. [...] Man brachte mich in ein Berliner Gefängnis. Dort wurde ich registriert. Man schloß eine Zelle auf. Dort saßen fünf Mädchen. Ich wurde hineingestoßen. Ich richtete mich auf, sah mich um. Einige Mädchen sagten zueinander: "Das muß eine Französin sein." Eine andere meinte: "Nein, das ist eine Polin". Und ich antwortete ihnen: "Ich bin Russin." Wir verbrachten etwa drei bis vier Tage im Gefängnis, nicht länger als bis eine Gruppe zum Abtransport zusammengestellt wurde. Dann schickte man uns mit einem Transport nach Ravensbrück. [...] Das geschah am 12. Mai 1944. Und dort... Wieder eine Dusche, unsere Haare wurden abgeschnitten. Wir bekamen gestreifte Kleidung, eine Nummer und wurden in die Baracke 28 eingewiesen. Meine Nummer war 38546. So begann unser Leben in Ravensbrück.

Frau Prokopienko:

Eine Deutsche brachte mich dann in die Stadt, ließ mich in einem Raum warten bis ich am Abend von meiner künftigen Arbeitgeberin abgeholt wurde. Sie war die Frau eines deutschen Majors, in deren Familie fünf Kindern waren - drei Jungen, der älteste war sieben, und ein acht Monate altes Mädchen. Die anderen Jungen waren sechs, vier und

drei Jahre alt. Ich arbeitete bei ihr. Sie behandelte mich sehr gut, ich bekam anständige Verpflegung. Ich traf sonntags meine Freundinnen, wir gingen spazieren. Sie klagten über mangelhafte Verpflegung, die sie bei ihren Bauern hatten: Sie bekamen wenig zu essen und waren hungrig. [...] Ich konnte soviel essen, wie ich wollte. Sie erlaubte es mir und behandelte mich sehr freundlich. Dann erkrankte sie, und ich wurde zusammen mit ihren zwei ältesten Söhnen [...] zu ihrem Onkel auf die Insel Rügen, Stadt Putbus, gebracht. [...]

Ich möchte noch hinzufügen, daß ich, während ich bei ihrem Onkel wohnte, ganz zufällig Radio hörte. Im Nebenzimmer wohnte die deutsche Haushälterin, die abends das Radio einschaltete, um Musik zu hören. Und ich überlegte mir, daß ich vielleicht auch Moskau im Radio hören könnte: Ich wußte, daß alle europäischen Städte Radio sendeten, polnische, russische und auch Moskau. Ich wollte einen passenden Moment abwarten und während ihrer Abwesenheit das Radio einschalten. Und in der Tat gelang es mir letztendlich. Es lief gerade eine Sendung. Man berichtete, daß unsere Truppen, sowjetische Truppen im Anmarsch auf Nikolajew, also meine Stadt, seien. Natürlich interessierte mich das sehr. Ich wartete immer wieder auf Momente ihrer Abwesenheit und hörte Nachrichten. Diese Information gab ich an meine Freunde weiter, die in Weimar und Erfurt zurückgeblieben waren, als man mich nach Rügen geschickt hatte. Ich kannte ihre Adressen und schrieb an sie. Ich schickte zum Beispiel einen Brief an einen Mitschüler von mir, mit dem ich zusammen nach Deutschland abtransportiert worden war. Er arbeitete in Weimar in einem Betrieb. Er verstand etwas von Rundfunkgeräten und deshalb hatte ihn sein Meister gebeten, ein Radio zu reparieren. Dabei hatte er ebenfalls Nachrichten aus der Sowjetunion empfangen können. Ich schrieb ihm Briefe, allerdings derartig, daß nur er sie verstehen konnte. Das war ja verboten, wir wußten, daß Briefe kontrolliert wurden. Wir waren uns dessen völlig im klaren und verfaßten die Briefe entsprechend.

Die empfangenen Nachrichten aus der Sowjetunion erzählte er seinen Zimmernachbarn weiter, und jemand denunzierte ihn. Er wurde im März, Ende März verhaftet und in ein Gefängnis gesteckt. [...]

Nun wußte ich genau, daß ich demnächst verhaftet werden würde. Ich besaß auch von meinem Bruder Briefe, der ein Jahr vor mir nach Deutschland verschleppt worden war. Ich besaß Briefe von ihm und von meinen Freundinnen. Ich verbrannte diese Briefe. Und schon einen Tag später erschien ein Mann von der Gestapo, allerdings in ziviler

Kleidung. Er klopfte bei uns, trat ein. Meine Arbeitgeberin führte ihn in mein Zimmer.
[...]

Er stellte die Frage: "Hast Du Radio gehört?" Es war irgendwie sinnlos, das zu dementieren. Ich gab zu: "Ja, das habe ich" "Das wars' dann, zieh Dich an und komm mit." Ich zog mich um, und er brachte mich zur Gestapo. [...]

Aus Berlin wurden wir in einer Nacht mit dem Zug abtransportiert und noch in der gleichen Nacht an einem unbekanntem Ort abgesetzt. Gleich danach wurden wir ins Lager Ravensbrück eingeliefert. Es lag in der Nähe. Schon nach ein paar Stunden waren wir in Ravensbrück. Man ließ uns aussteigen. Um uns herum standen SS-Leute mit Hunden. Die Hunde bellten, wir bekamen Angst.

Im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück

Frau Maksa:

In diesem Lager herrschten schreckliche Lebensbedingungen, da das Lager überfüllt war. In einer Baracke wohnten bis zu 500 Menschen. [...] Man konnte auf den Betten nicht einmal sitzen, ohne den Kopf zu beugen. Wenn man sich auf der Pritsche hinlegte, vier auf einer Ebene, vier auf der anderen Ebene, vier auf der dritten Ebene, war es so stickig wie in einem Grab. Als ob man in einem Grab liegen würde. Am Morgen mußten wir aus dem Schlafsaal in einen anderen Raum gehen, in dem sehr viele Tische standen. Wir saßen dort auf dem Fußboden und auf den Tischen, so daß kein Durchgehen möglich war. Der restliche Teil der Baracke wurde der Lageradministration zugewiesen. Das waren Blockälteste, Stubendienst, dort wurden unsere Essensrationen vorbereitet und verteilt. Man brachte uns zur Arbeit, zu einem See, wo wir Erde mit Tragbahnen tragen und schaufeln mußten. Das war Schwerarbeit. Dort verbrachten wir vier Monate, von Mai bis August. [...]

Es gab eine Ärztin, Nikiforowa, sie arbeitete in Ravensbrück in einem Krankenrevier. Sie arbeitete dort, und ich war zwei Wochen lang dort eingewiesen, wurde ein bißchen kuriert und kehrte danach wieder in die Baracke zurück. Später wurden wir geprüft, ob wir gesund seien, denn es kamen Vertreter aus Hamburg, Arbeitgeber, die Häftlinge beschäftigten. Sie kamen aus Hamburg, untersuchten uns und suchten sich kräftige Menschen für die Arbeit in ihren Fabriken aus. Auf diese Weise gerieten wir nach Hamburg.

Frau Kurljak:

Zur Arbeit wurden wir getrieben [...]. Ich habe eben mit diesen Mädchen Loren geschoben, Stein und Sand gefördert, Straßen freigelegt. So arbeiteten wir. [...]
In Ravensbrück waren auch Französinen inhaftiert. Sie waren Kommunistinnen. [...]
Als wir nach Ravensbrück kamen und in die Baracke 28 eingewiesen wurden, haben sie uns betreut, zwei Französinen. Sie gaben uns ihre Portionen Brot, immer teilten sie mit uns ihr Brot, unterstützten mich. Als ich krank und ins Revier eingeliefert wurde, kam eine von ihnen zu mir, um vor der Abreise Abschied zu nehmen, schenkte mir ein Kopftuch und ein Hemd.

Frau Prokopenko:

Bei Tagesanbruch erreichten wir Ravensbrück. Wir wurden hinein gebracht, geduscht. Einigen wurden die Haare geschnitten, anderen wiederum nicht. Wir wurden umgekleidet und in einen Block, in eine Baracke hineingetrieben. In dieser Baracke standen dreistöckige Betten, es war sehr eng. Wir mußten dicht nebeneinander schlafen. Es herrschte solcher Platzmangel, daß, wenn einer Frau Körperteile eingeschlafen waren und sie sich umdrehen wollte, sich alle auf die andere Seite drehen mußten. Etwas zu essen bekamen wir nur einmal am Tag: gekochte Kartoffeln, kleine Kartoffeln, gekocht. Nur das gab man uns - Kartoffeln. In den zehn Tagen, die wir dort verbrachten, bekamen wir nichts anderes zu essen.
Dreimal wurden wir auf einen Platz getrieben. Dort warteten "Käufer" auf uns, die für Fabriken Arbeiterinnen aussuchten. Man wählte aus einer Reihe von Mädchen eine, zwei, drei, insgesamt circa 100 Kandidatinnen aus. Nachher traten wir ab. Das wiederholte sich etwa dreimal. Das letzte Mal wurden wir Mädchen nachts versammelt, nach dem Duschen umgezogen, keine gestreifte, sondern gewöhnliche Kleidung. [...] In derselben Nacht wurden wir mit einem Zug nach Salzgitter gebracht.

In Außenlagern des KZ Neuengamme

Frau Maksa:

Es stellte sich heraus, daß es das KZ Neuengamme war, das Außenlager Wandsbek. In diesem Lager gab es drei Baracken. [...]
Nur eine Wand trennte das Lager von der Fabrik, das Lager war direkt auf dem Fabrikgelände. Wir arbeiteten dort bis sechs Uhr oder... Ich weiß es nicht mehr, wir merkten uns die Zeiten nicht, wir hatten keine Uhr. Vor dem Beginn der Arbeit bekamen wir ein Stück Brot, Tee, heißes Wasser. Das Brot, das wir am Abend

bekamen, sollte eigentlich für den nächsten Morgen aufbewahrt werden, aber meistens aßen unsere Frauen es noch am gleichen Abend und hatten am Morgen kein Brot und warteten dann das Mittagessen, eine Suppe ab. [...]

Unsere Baracke war nicht groß und in mehrere Räume geteilt. In unsere Baracken kamen Mädchen aus der dritten Baracke, um sich zu waschen. Bei uns gab es ein Waschbecken aus Beton, und wer vor eisigem Wasser keine Angst hatte, konnte sich oder sogar die Kleidung waschen. Wer das eisige Wasser nicht scheute. In einem Raum wohnten drei Französinen und in einem anderen Raum wohnten drei Deutsche. Aber die meisten Gefangene kamen aus Polen oder Rußland. [...]

Hier gab es eine Fabrik, die Gasmasken herstellte. Wir arbeiteten in dieser Fabrik. Dort gab es eine Halle, in der die Arbeit besonders schwer war. Man nannte Häftlinge, die dort arbeiteten, "Schwerarbeiter". Für die Arbeit dort wurden kräftigere und hochgewachsene Mädchen ausgesucht, während wir, die Schwächeren, an einem Fließband arbeiteten.

In einer Halle befand sich auf der rechten Seite ein Fließband, an dem wir Formen für Gasmasken vorbereiteten. In dieser Halle waren außerdem Pressen aufgestellt. Es war sehr heiß, Dampf. Sie, diese Mädchen bei der Schwerarbeit, preßten Gummimasse.

Unter ihnen war ein Mädchen, Raja. Sie wohnte zusammen mit uns in der ersten Baracke. Eines Tages wurde sie abgeführt. [...] Aber wir hatten keine Ahnung weshalb. Als man sie das erste Mal zu uns ins Lager zurück brachte, wurde sie von uns isoliert. Das erste Mal trug sie eine Schaufel und zwei Aufseherinnen waren bei ihr. Es stellte sich heraus, daß sie neben der ersten Baracke einen Graben ausheben mußte, einen Graben für sich selbst. Wir ahnten nicht, warum man sie hergebracht hatte, wozu sie eine Schaufel trug, warum sie den Graben ausheben mußte. Wir wußten das nicht, niemand informierte uns. Sie schwieg, sie redete kein Wort. [...] Sie schaufelte leise vor sich hin, achtete auf niemanden, als ob sie das gar nicht betreffen würde. Als man sie das zweite Mal ins Lager brachte, trug sie einen Galgen und stellte ihn selbsttätig in den Graben hin.

Eine der Aufseherinnen war besonders böse, eine Sadistin. Wir nannten sie auf russisch "Krähe". Sie schlug uns ständig, beschimpfte uns. Eine große Frau im schwarzen Mantel. Deshalb gaben russische Mädchen ihr den Namen "Krähe". Die andere Aufseherin war dagegen gut aussehend, sie schlug uns nie, beschimpfte uns nicht. Wir nannten sie "Püppchen". Bei ihr durften wir schon auch mal die Lagerordnung verletzen, etwas fragen, sie ließ es zu. Einmal begleitete "Püppchen" diese Raja, und ich

wollte fragen: "Was ist los Raja?" Ich flüsterte ihr zu, hielt mich in der Nähe auf. [...] Nichts, sie schwieg. Sie reagierte überhaupt nicht, weder auf uns noch auf sonst jemanden. Sie stellte den Galgen auf.

Etwas später wurde sie ein drittes Mal zu uns gebracht. Wir mußten uns um den Galgen herum aufstellen. Danach erschienen die Aufseherinnen, der Kommandant des Lagers und zwei Häftlinge aus Neuengamme in gestreifter Kleidung. Solide Männer in gestreifter Kleidung. Das waren Henker. So. Man ließ sie auf einen Stuhl neben den Treppenstufen steigen und es sollte ein Urteil vorgelesen werden, um uns zu quälen. Wir hatten eine Lagerälteste, sie hieß Lida. Sie war ein sehr nettes Mädchen, sie hat uns nie verraten. Sie übersetzte oder erledigte Schreibarbeiten für die Aufseherinnen. Sie ging nie im Lager herum, um uns zu kontrollieren, um zu gucken, was wir taten oder was los sei. Sie war ein sehr ernstes und nettes Mädchen. Man hat sie gezwungen, Lagerälteste zu werden. Viele wußten nicht einmal, daß sie die Lagerälteste war. Sie war sehr bescheiden, warmherzig, gebildet, eine Kriegsgefangene. Und jetzt wurde sie gezwungen, das Urteil vorzulesen.

Plötzlich nahm sie das Urteil, schrie auf, begann zu zittern und warf sich in einem Anfall von Hysterie zum Boden. Sie schrie, und alle anderen Mädchen fingen an zu schreien und zu toben "A-a-a" und liefen auseinander. Währenddessen versuchten die Aufseherinnen uns mit Gummiknüppeln zurück in die Baracken zu treiben, aber sie konnten überhaupt nichts tun, denn wir waren viele und sie nur ein Dutzend. Auch der Kommandant konnte nichts dagegen unternehmen. Zwar schafften sie es, einige Frauen zurück zum Galgen zu bringen, aber andere blieben in den Baracken und wollten sich das nicht ansehen. Man konnte unmöglich alle zurückbringen. Eine Panik brach im Lager aus, Frauen weinten, schrien, liefen in die Baracken zurück. Sie konnten uns nicht überwältigen. Das war wie ein richtiger Aufstand, den wir machten. [...] Und das Mädchen Raja wurde hingerichtet. [...]

Dann gab es noch einen Zwischenfall. Ein Mädchen, na ja, kein Mädchen, sie war schon um die 40... Sie stammte aus der Westukraine und hieß Marija. Sie wohnte im dritten Block, in dem großen Block und sie war Stundistin². Sie glaubte fanatisch an Gott, war Anhängerin der Sekte "Stunde". Das Leben im Lager fiel ihr sehr schwer, noch schwerer als uns, weil sie kein Brot von einem roten Tisch nehmen durfte. Wenn man für sie Brot auf einen roten Tisch hinlegte, rührte sie es nicht mehr an. Sie mußte ständig hungern und war sehr fanatisch. Sie befolgte alle Bräuche [...]. Eines Tages brach sie aus dem Lager aus, ich weiß nicht, wie sie das schaffte. Sie brach aus. Man

suchte sie und konnte sie nicht finden. Dann ließ man uns auf dem Appellplatz antreten und jede vierte mußte vortreten. Uns wurde mitgeteilt, daß die Menschen, die vorgetreten waren, erschossen werden würden, wenn man Marija nicht ausfindig machen sollte. Wir standen sehr lange auf dem Appellplatz. Ich war unter diesen vierten und hatte natürlich Angst, da wir unschuldig waren und erschossen werden sollten. Einige Zeit später entdeckte man sie in einem Moor. Hinter dem Lager lag ein Kanal beziehungsweise ein Sumpf. [...]

Man hat sie aus diesem Sumpf nach einigen Stunden herausgeholt. Sie saß dort nämlich bis zum Hals im Sumpf und hatte stundenlang diese Qual ertragen. Aufseherinnen entdeckten sie, sie war vollkommen hilflos. Man legte sie auf eine Bettdecke und vier Aufseherinnen zogen sie ins Lager. Im Lager wurde sie uns gezeigt. Sie wurde von uns isoliert und irgendwo untergebracht. [...]

In Hamburg wurde ein Bunker errichtet, der wohl als Luftschutzbunker oder für sonstige Zwecke dienen sollte. Ein riesiger Bunker. Man wollte eine große Anzahl von Menschen in diesen Bunker sperren, die dort eine bestimmte Zeit verbringen sollten, damit getestet werden konnte, ob dieser Bunker so viele Menschen aufnehmen konnte. Aus unserem Lager wurden Frauen und Aufseherinnen gebracht, und aus einem Männerlager kamen Männer, da nur die Frauen von der Anzahl nicht ausgereicht hätten. Ein Teil des Bunkers hinter abgeschlossenen Metalltüren wurde den Frauen zugewiesen, im anderen Teil wurden Männer eingesperrt. Wir verbrachten dort einige Stunden. Man überprüfte, ob wir es dort aushielten. Einige Menschen wurden ohnmächtig, aber wir hielten die düstere Atmosphäre aus. Wir hielten aus.

Ich hatte eine Freundin, sie war etwa drei Jahre älter als ich. Aber es schien uns damals, als sei sie viel älter als wir. Sie war sehr klug. Sie kam aus Leningrad und war eine Militärärztin. Sie geriet in Gefangenschaft und war zuerst in einem Kriegsgefangenenlager inhaftiert, bevor sie in unser Lager überstellt wurde. Sie hieß Ljalja Baron. Sie war Jüdin, aber sie hatte blaue Augen und sah überhaupt zierlich aus, so daß niemand den Verdacht schöpfte, daß sie Jüdin sei. Wir wußten es, aber wir schwiegen, da man Jüdinnen von uns isolierte. Sie war sehr gebildet, sehr gescheit und wußte unheimlich viel. Sie war quasi unsere Anführerin. Wir waren noch sehr jung, 16, 17, 18 Jahre alt, sie war aber schon 20 oder 21. Sie hatte schon Lebenserfahrung. [...] Sie erzählte uns viele Geschichten. Und manchmal, wenn "Püppchen" Dienst hatte und uns nachts einschloß und sich um nichts mehr kümmerte, brachte uns Ljalja sogar Lieder bei. Gute russische Lieder. [...]

Ich erinnere mich an Nila.³ Ich weiß noch, sie war sehr schlank, schwarze Haare, ein attraktives Mädchen. [...] Als ich Nila vor kurzem wiedersah, fragte ich sie: "Warst du das damals?" Und sie sagte: "Ja". [...] Ich erinnere mich an viele Mädchen. Zum Beispiel an Maryssja aus Polen. Sie tanzte sehr gut. Sie studierte in einer Ballettschule. Ich erinnere mich an Walja. Viele andere Mädchen habe ich im Gedächtnis. [...] Dort war Mila Iwanowa, mit der ich befreundet war. Sie war Schwerarbeiterin und ihr stand eine größere Portion Brot zu. Wir hatten untereinander ausgemacht, zusammen zu essen. Sie regte sich ständig auf, wenn ich ihr ein größeres Stück Brot schnitt. Ich erwiderte: "Mila, du mußt doch schwerer arbeiten als ich." Aber sie meinte: "Ich möchte nicht mehr mit dir befreundet sein, wenn du die Portionen nicht in gleiche Teile schneidest." So war es. Sehr gute Mädchen.

Es gab natürlich nicht nur angenehme Menschen im Lager, aber wenn sie etwas Schlechtes taten, dann wurden sie von den anderen bestraft. Nachts, Decke über den Kopf und Schläge, damit sie nie wieder Schlechtes taten. Solche Fälle gab es auch. [...] Während der Luftangriffe wurden wir bombardiert. [...] Tagsüber standen unsere Baracken offen und wir konnten uns auf den Boden legen, uns verstecken. Nachts waren die Baracken verschlossen und wir hätten in ihnen verbrennen können. Wenn eine Bombe unsere Baracke getroffen hätte, wären wir dort alle lebendig verbrannt. [...] In einer Nacht wurde die Fabrik zerbombt. Die Baracken lagen seitlich und blieben verschont. Wir ahnten nicht, daß unsere Fabrik zerbombt worden war. Am Morgen wurden wir nicht zur Arbeit gebracht, da teilte man uns die Nachricht von der zerbombter Fabrik mit. [...]

Also brachte man uns seitdem nach Hamburg, um Trümmer nach Bombenangriffen zu beseitigen, aufzuräumen, Ziegelsteine zu sammeln. Wir gingen mit Tragbahnen in die Stadt, räumten lange auf und beseitigten die Trümmer. Und danach, etwa eineinhalb Monate vor Kriegsende, wurden wir in einer Kolonne nachts aus Hamburg weggebracht.

Frau Kurljak:

Dort habe ich elf Monate bis Kriegsende gearbeitet. In diesen elf Monaten hat man dort Raja aufgehängt. Sie stammte aus Kriwoj Rog. Wegen Sabotage. Dann Marija, sie flüchtete aus dem Lager. Man konnte sie nicht finden. Man suchte nach ihr. [...] Während man nach ihr suchte, ließ man uns antreten und die Aufseherinnen befahlen: "Jede vierte einen Schritt nach vorne. Wenn wir Marija nicht finden, wird jede vierte

erschossen." Ich bin nur beinah darunter geraten, Aleksandra⁴ aber war unter diesen vierten. [...] Sie standen, wir warteten, daß Marija gefunden werden würde. Und dann sahen wir, daß man sie gefunden hatte. So sind die Mädchen am Leben geblieben. Nach diesem Vorfall wurde beschlossen, mit Ölfarbe gelbe Kreuze auf die Kleidung aufzutragen, um Fluchtversuche zu verhindern. Unter uns war eine Gläubige, die aufgrund ihres Glaubens kein Kreuz tragen durfte. Man hat ihr dieses Kreuz gemalt, sie zog das Kleid aus. Einige Mädchen fingen an zu lachen, also... Man hat ihr ein Kreuz auf das Hemd aufgetragen. Sie zog das Hemd aus. Das Lachen wurde noch stärker. Dann auf ihren Körper. Sie warf sich zu Boden und fing an, sich zu schlagen und zu schreien. Man hat sie daraufhin sofort in einen Bunker gebracht. In dem Bunker konnte man nur stehen, er war aus Beton gebaut. Man konnte nur stehen. Also sperrte man sie dort ein. Solange sie noch Kraft hatte, schrie sie die ganze Zeit, heulte, bis sie still wurde. Am Morgen schloß man den Bunker auf und erschöß sie vor unseren Augen. [...] Ich habe eine Episode erlebt. Eine Aufseherin schlug mich mit dem Hammer, so daß mein Gesicht völlig schwarz war. Und warum? Ich hatte sie angebrüllt. Man reichte Werkstücke zu und ich kam mit zwei Werkstücken nicht nach. Dadurch wurde das Fließband etwas aufgehalten. Sie sprach mich an und ich gab zurück: "Laß mich in Ruhe." Dafür hat sie mich verprügelt. Ich habe noch lange Folgen davon getragen. [...] Eine Aufseherin, ihr Spitzname war "Krähe", war sehr brutal. Sie peitschte uns, wenn etwas sich nicht an seinem Platz befand oder wenn man sich nicht richtig aufstellte. Die andere war sehr nett, "Püppchen". Als man uns aus diesem Lager in ein anderes evakuierte, gelang es ihr sogar, eine russische Gefangene bei sich zu verstecken. Ich weiß nicht, wie sie das geschafft hat. [...] Wir konnten während ihrer Dienste sogar singen, während die "Krähe" auf jedes lautes Wort "Ruhe" schrie. Diese aber nicht. Wir konnten singen. Das hat sie uns erlaubt. [...]

Als wir am Fließband arbeiteten und die Front näher rückte, fühlten wir, daß die Aufseherinnen uns ganz anders behandelten als vorher. Eine kam sogar zu uns, vorher hatte es keine Gespräche zwischen uns gegeben, aber diesmal fragte sie: "Mädels, der Krieg geht zu Ende, was macht man mit uns? Schickt man mich nach Sibirien? Wie ist es dort, in Sibirien?" Wir erzählten ihr von Sibirien.

Frau Prokopienko:

In Salzgitter standen vier für je 50 Mädchen eingerichtete Baracken, wir waren insgesamt 150. Nach ein paar Tagen fuhr man uns, genauer gesagt, führte man uns in

die Fabrik. Keine Fabrik, sondern eher ein Rüstungsbetrieb, in dem Hülsen hergestellt wurden. Wir wurden an die Arbeitstische gestellt. Anfangs hatten wir Aushilfsarbeiten zu erledigen: Kisten tragen und ähnliches. Dann ließ man uns an Werkmaschinen arbeiten. Natürlich wußten wir, daß die Produktion für die Front hergestellt wurde, wo unsere Landsleute getötet wurden. [...]

Auf einem Papier waren die Verarbeitungsschritte verzeichnet. Man bekam eine Patrone, eine Hülse und mußte sie an der richtigen Stelle abschneiden. Schnitt man mehr als nötig ab, taugte die Hülse überhaupt nichts mehr. Schnitt man weniger ab als vorgesehen, wurde das Teil zur Nachbearbeitung zurück geschickt. Wir versuchten, die Hülsen mal so, mal so zu bearbeiten, so daß sie entweder ganz unbrauchbar waren oder weiterverarbeitet werden mußten. [...]

Die Meister im Werk waren Deutsche, unter ihnen eine sehr nette Frau und ein betagter Mann. Sie unternahmen von Zeit zu Zeit Kontrollrundgänge. Außerdem beobachteten sie uns durch die gläsernen Wände ihrer Büros. Sie erledigten etwas im Büro, dann gingen sie in die Fabrikhalle, machten einen Rundgang und kontrollierten unsere Arbeit. Wenn sie in die Halle kamen, war das für uns ein Zeichen dafür, daß unsere Arbeit gleich kontrolliert werden würde, deshalb gaben wir uns besondere Mühe, unsere Aufgaben gut zu machen. Die Kiste mit den defekten Patronenhülsen stand ganz unten unter den anderen Kisten. Kisten, die wir mit guten Patronenhülsen füllten, stellten wir dagegen nach oben. Die Meister kontrollierten unsere Arbeit und gingen weiter. [...]

Die Verpflegung im Lager war natürlich miserabel. Wir waren permanent hungrig. Dennoch konnte man irgendwie überleben. Morgens bekamen wir eine Scheibe Brot und einen Becher Kaffee, dann gingen wir in die Fabrik. Zum Mittagessen kehrten wir zurück und kriegten eine dünne Suppe, fast nur Wasser. Abends wieder Kaffee. Das war die ganze Verpflegung. Wir arbeiteten in drei Schichten. Der dritten Schicht wurde eine halbstündige Pause und eine zusätzliche Portion Suppe gestattet, die direkt in der Fabrik ausgeteilt wurde. Wir versuchten deshalb, in die dritte Arbeitsschicht zu gelangen, um eine Mahlzeit extra zu bekommen. Aber die Reihenfolge war festgelegt, abwechselnd nach Baracken. [...]

Wir waren nicht warm angezogen. Zwar trugen wir Schuhe, aber wir bekamen weder Strümpfe noch Socken. Wir hatten gestreifte Kleider und Jacken an. Den ganzen Winter liefen wir in dieser Kleidung herum, nicht einmal ein Kopftuch durften wir tragen. Am Anfang konnten wir noch die Bettdecken mitnehmen. Der Weg in die Fabrik verlief aber zum Teil durch die Stadt. Wir sahen wie Vogelscheuchen aus, gewickelt in

Bettdecken. Anfangs erlaubten sie uns das, aber dann fiel ihnen das häßliche Aussehen unserer Kolonne auf und sie untersagten uns, Bettdecken mitzunehmen. Also liefen wir fast unbekleidet. Anscheinend wurde nur dank der Jugend niemand von uns krank, trotz des Winters und der schlechten Wetterlage. Unsere jungen Körper hielten das irgendwie aus, so daß wir nicht krank wurden. [...]

In unserem Lager befanden sich zwei deutsche Frauen, dann ein paar Polinnen, Französinen, Italienerinnen. Alle Nationalitäten. Zwei Deutsche, ein paar Polinnen und zwei Französinen - wir wohnten zusammen in einer Baracke. Wir hatten keine Probleme miteinander.

In unserem Zimmer wohnte für kurze Zeit eine Polin, aber dann geschah folgendes: Unsere Frauen stahlen Suppe, die Reste. Eine der Aufseherinnen gab die Suppe aus, und etwas Suppe blieb übrig. Alle verließen nachher die Ausgabestelle und der Suppenbehälter blieb stehen. Unsere Mädchen schlugen vor, die Suppe zu nehmen. Wir hatten Hunger. Wir nahmen uns diese Suppe und teilten sie schnell unter uns auf. Aber ein bißchen blieb übrig. Wohin damit? Wir beschlossen, sie am nächsten Tag nach der Arbeit zu Ende zu essen. Wir versteckten die Suppe unter einem Bett beziehungsweise unter einer Matratze, da unsere Zimmer oft kontrolliert wurden.

Als wir am nächsten Tag nach der Arbeit zurückkamen, stellten wir fest, daß die Suppe verschwunden war. Die Polin, die kurz vorher in unsere Baracke überstellt worden war, war die ganze Zeit allein in der Baracke geblieben, während wir arbeiteten, sie war in einer anderen Schicht. Wir arbeiteten alle in einer Schicht und sie war in einer anderen Schicht. Deshalb blieb sie in der Baracke allein. Natürlich kam nur sie in Verdacht, sie war sicherlich hungrig gewesen und hatte die Suppe gegessen. Wir beschlossen, sie zu bestrafen. Selbstjustiz. Sie ging vor dem Schlafen in den Dushraum, inzwischen machten die Mädchen das Licht in dem Flur aus, wo nur eine Birne leuchtete. Die Baracke war sehr lang und man konnte darin schlecht sehen. Sie kehrte aus dem Dushraum zurück, und man warf ihr eine Decke über den Kopf und verprügelte sie. Sie wurde so schrecklich verprügelt, daß sie nach ein paar Tagen aus unserer Baracke woanders hin überstellt werden mußte. [...]

Ende März wurden wir aus diesem Konzentrationslager evakuiert und in ein Männerlager gebracht. Wir verbrachten dort einen Tag, bekamen gutes Essen: dicke Suppe mit Nudeln. Wir Mädchen wurden von den anderen Lagerinsassen getrennt untergebracht. Als wir aber die Männer dort sahen, waren wir erschrocken. Da bewegten sich Schatten, gekleidet in etwas Graues. Das Lager wurde ebenso evakuiert.

Diese Männer... Man brachte ihnen Essen. Und gerade an dem Tag, als wir dort waren, ereignete sich folgendes: Man trug einen Korb mit Brot, und die Männer warfen sich darauf, sie waren sehr hungrig. Während wir mehr oder weniger doch etwas zu essen bekommen hatten, waren diese Männer dermaßen hungrig, daß sie sich auf den Brotkorb stürzten und nach Brot griffen. Die SS-Aufseher peitschten sie, aber sie reagierten nicht auf die Schläge und rissen das Brot einander aus den Händen. Wir Mädchen standen um sie herum und beobachteten sie mit Entsetzen. Sie wurden zusammengeschlagen, das Brot wurde weggebracht. Und dann begriffen wir den ganzen Schrecken eines Konzentrationslagers. [...]

Am zweiten Tag wurden wir zusammen mit den Männern in einen Zug gesetzt und abtransportiert. Bei der Ankunft an einer Station kreisten über uns Flugzeuge. [...] Wir saßen in den Waggons in der Enge, wir waren richtig eingepfercht, wobei in jedem Waggon eine Aufseherin an der Tür wachte. Es wurde uns nicht gestattet aufzustehen, also saßen wir in den Waggons. So blieben wir eine sehr lange Zeit sitzen, bis wir dann neugierig wurden, wo wir uns befanden. Wir erhoben uns langsam, von der Aufseherin war kein Wort dagegen zu hören. Wir guckten aus dem Waggon hinaus, gegenüber stand ein Zug mit Soldaten. Die Soldaten waren verwundet und auf ihren frischen Binden war Blut zu sehen. Einige hatten Binden an den Händen, die anderen an den Köpfen. Uns wurde klar, daß die Front in der Nähe sein mußte.

Einige Zeit verbrachten wir dort stehend. Dann begann ein Bombardement. Es war so stark, daß unser Waggon auf den Gleisen hochsprang. Wir rannten zur Tür, aber die Aufseherin schrie: "Zurück!", und wir wankten zurück.

Die Angst vor den Bomben war sehr groß. Eine Weile später hörte das Bombardement auf, es wurde still. Aber dann griffen wieder Flugzeuge an und warfen Bomben. Wenn man den Kopf hochhob, bekam man das Gefühl, daß jede Bombe direkt auf einen zufliegen würde. Man hatte den Eindruck, "da fliegt sie, dreht sich und gleich wird sie dich treffen - gleich tötet sie dich."

Wir stürzten uns wieder auf die Tür. Natürlich war die Aufseherin auch erschrocken. Sie schloß die Türen auf und wir sprangen aus dem Waggon und liefen weg. Vor uns war ein Drahtzaun und dahinter Wohnhäuser. Wir liefen zu den Häusern, weg von den Bomben. Aber sie schrien: "Zurück, zurück!" Deutsche ließen uns nicht durch. Wir kehrten zu den Waggons zurück, krochen unter die Waggons und saßen dort. Das Bombardement dauerte an. Die Waggons sprangen auf den Gleisen. Wir hatten sehr viel Angst, blieben aber sitzen. Als das Bombardement zu Ende war, liefen wir vor Angst

wieder fort. Die Angst trieb uns fort, trieb uns irgendwohin. Deutsche standen uns nicht mehr im Weg, deshalb liefen wir weiter. Ein Wald und ein Feld lagen vor uns. Als erneut ein Bombenangriff begann, fielen wir auf dem Feld zu Boden und deckten unsere Köpfe mit den Händen zu, als ob uns das retten könnte. So lagen wir dort eine Weile. Bis zum Abend wurde dort bombardiert und es war furchterregend. [...]

Wohin wir auch zu fliehen versuchten, überall stießen wir auf den Befehl "zurück, zurück!" Allmählich sammelte man uns auf diese Weise in einem Städtchen. Vor lauter Aufregung waren wir vor Durst gequält. Wir hatten starken Durst. Alles vermischte sich: deutsche Soldaten und wir, KZ-Gefangene. Sie tranken Limonade, wir wollten trinken. Sie gaben uns zu trinken. Die Schrecken des überlebten Bombardements hatten uns für kurze Zeit vereinigt, deutsche Soldaten und wir, KZ-Insassen, waren in diesem Moment gleichgestellt. [...]

Wir waren zwei Tage unterwegs. Und wenn wir während unseres Marsches Flugzeuge sahen, die vielleicht nur so flogen, ohne Auftrag, bekamen wir schon solche Angst, daß wir nicht mehr in der Kolonne weitergehen konnten, sondern in Panik auseinander liefen. Unsere Aufseherinnen konnten uns unmöglich aufhalten, weil sie selber Angst hatten, genauso wie wir. Nachdem die Flugzeuge weg waren, sammelten wir uns wieder und marschierten weiter. Am Abend des zweiten Tages trafen wir in Bergen-Belsen ein.

Befreiung

Frau Maksa:

Man führte uns etwa drei bis fünf Kilometer, genau weiß ich es nicht. Man brachte uns in ein Frauenlager, das unserem ähnlich war und das außerhalb Hamburgs lag. [...]

Unterwegs brach unter uns Panik aus, einige Frauen hörten das Wort "Krematorium" und wir dachten, man würde uns in ein Krematorium führen. Aber nachdem die ersten in einen Duschaum gegangen und dort gewaschen worden waren, beruhigten wir uns und hatten wieder die Hoffnung, zu überleben. Überhaupt war die Hoffnung zu überleben, befreit zu werden, sehr gering.

In diesem Lager verbrachten wir etwa eineinhalb Monate. In dieser Zeit kam ein weiterer Frauentransport ins Lager. Es passierte in einer Nacht. Die Hälfte der Angekommenen waren bereits Leichen, während die andere Hälfte... [...] Wir hatten nicht die leiseste Ahnung, was mit diesen Frauen geschehen war, warum sie sich in so einem schrecklichen Zustand befanden. Wir sammelten etwas zu essen für sie, teilten unsere Portionen - Brot, Suppe - mit ihnen, damit sie ein bißchen zu Kräften kämen,

damit sie schneller auf die Beine kommen würden, weil wir den Verdacht hatten, daß sie an Typhus erkrankt waren.

Als sie wieder gesund wurden und wir uns mit ihnen über den Stacheldraht unterhalten konnten, da sie von uns getrennt gehalten wurden, erzählten sie uns eine haarsträubende Geschichte darüber, wie sie in die Waggonen eingepfercht worden waren und weder Essen noch Wasser bekommen hatten. Sie waren sehr eng zusammen gezwängt worden, so daß sie nicht einmal richtig sitzen konnten. So hatte man sie transportiert und sie waren entkräftet umgefallen. Sie waren einen Tag unterwegs gewesen, dann noch einen, dann noch einen, weder etwas zu essen noch zu trinken. Sie waren schwach geworden, konnten nicht sitzen. Sie waren zu Boden gefallen und unter anderen vergraben worden, manche waren gestorben. Dort mußten sie auch ihre Toilette verrichten, alles... Sie mußten in diesem Dreck fahren... Einige waren ums Leben gekommen und hatten unter Lebenden gelegen. Das war ein schreckliches Bild. In einer Woche wurden diese Menschen faktisch ausgemerzt. Nur wenige überlebten. Diese furchtbare Situation war in unserem Lager. Das geschah etwa einen Monat vor der Befreiung. [...]

Die Aufseherinnen verließen das Lager, sperrten uns ein, zogen ihre Uniformen aus, warfen sie weg und flohen. Wir blieben allein. Dann begriffen wir endlich. [...] Wir wußten nicht, ob der Stacheldraht unter Strom stand, deshalb wollten wir kein Risiko eingehen und einen Durchgang unter dem Zaun graben. Das haben wir dann auch getan, und drei unserer Mädchen gingen nach Hamburg und suchten dort britische Soldaten auf, die mit "Willace" zu uns kamen und uns die Tore aufmachten.

Wir liefen auf die Straßen, wir liefen weit weg und schrien "A-a-a". Vor Freude oder aus anderen Gründen, ich weiß es nicht. Wir liefen und liefen immer weiter, aber wohin? Wir legten etwa einen Kilometer zurück und hielten inne: Wo wollten wir hin? Wir kehrten ins Lager zurück. Britisches Militär brachte uns etwas zu essen ins Lager, sie verpflegten uns. Dann erschienen die Vertreter aus Polen und Frankreich, sie waren informiert, wo ihre Landsleute inhaftiert waren und kamen, um sie abzuholen. Sie weinten, riefen: "Marissja, Kasja". Auch andere Namen rief man auf. Verwandte holten sie ab, umarmten sich. Allein wir, die aus der Sowjetunion waren, wurden von niemandem abgeholt.

Frau Kurljak

Später, als britische Truppen im Anmarsch waren, beschloß man, dieses Lager zu liquidieren. Und wir wurden in einen nahegelegenen Wald gebracht während der Stacheldraht und die Baracken zerstört wurden.

Man brachte uns in den Wald und wir wohnten dort. Dort gab es ein großes Lager, zahlreiche Baracken. Wir arbeiteten nicht, die Ernährung war in Ordnung. Wir blieben dort aber nicht lange, weil die Front heranrückte.

Eines Tages wachten wir auf und sahen keine Aufseherinnen, niemanden um uns herum. Auf einem Wachturm stand ein alter Mann mit einem Stock statt eines Gewehrs. Wir sahen uns um, nichts zu essen, die Küche geschlossen, niemand wollte uns... Da dachte ich mir, "etwas stimmt nicht, die Situation hat sich wohl verändert." Und wir sagten zueinander: "Mädchen, wißt ihr was, laßt uns über den Stacheldraht klettern." Der Draht stand offenbar nicht unter Strom. "Wir wollen erfahren, was draußen passiert." Und drei Mädchen kletterten über den Zaun. [...]

Und diese Mädchen gerieten nach Hamburg. Sie kamen in Hamburg an. Da waren solche Ketten. Eine amerikanische beziehungsweise englische Kommandantur. Solche dicken Ketten. Dort stand eine Wache, in kaffeebrauner Uniform, also entweder Amerika oder England. Sie wußten es nicht. Und so gingen sie in ihrer gestreiften Kleidung zu dieser Kommandantur. Als man die Mädchen sah, fragte man sie sofort: "Russisch?" Und sie antworteten: "Ja." Und da hat die Wache umgehend telefoniert und gemeldet, daß russische Mädchen aus einem Lager gekommen seien. Und bald hat man sie eingeladen. Sie erzählten von dem Lager, daß es im Wald ein Lager gäbe, wo wir allein gelassen worden wären, ohne Nahrung, und daß wir nicht wüßten, was wir tun sollten. Man hat prompt einen Wagen geholt, diese Mädchen in den Wagen gesetzt und zu uns gebracht. Wir haben die ganze Zeit geglaubt, es seien Amerikaner, erst später haben wir erfahren, daß es Briten waren. Sie kamen und öffneten das Tor. Wir liefen hinaus und liefen noch etwa fünf Minuten fort. Befreit. Vor Freude. [...]

Wir aßen, gingen spazieren, die Behandlung war gut. Aber wir wollten nach Hause. Was tun? Man versuchte uns zu überreden. Man schlug uns vor, nach Amerika, nach England auszureisen. Aber keine von uns wollte das.

Frau Prokopenko

Im März wurden wir evakuiert und am 2. [April] befanden wir uns in Bergen-Belsen. Die Zeit, die ich dort verbracht habe, diese zwei Wochen oder mehr, ich weiß es nicht,

waren schlimmer als die sieben Monate zuvor. Was ich dort gesehen habe bis wir befreit wurden, diese zahlreichen Toten... [...]

Die Bedingungen dort waren schrecklich. Wir sahen Menschen, die nur noch kriechen konnten, weil sie nicht imstande waren, sich auf den Beinen zu halten. Gräßlich, mager, unklar, ob ein junges Mädchen oder eine Greisin. [...]

Nach einiger Zeit wies man uns in die Baracken ein, zeigte uns unseren Platz. Wir betraten die Baracke. Es war grauenhaft. Auf zweistöckigen Pritschen, insbesondere auf der zweiten Ebene, lagen Frauen in einem schrecklichen Zustand: Sie konnten sich kaum bewegen, kaum reden. Ich mußte den Platz oben nehmen. Ich sah mich um. Auf den Betten und Matratzen, auf denen wir schliefen, wimmelte es von unzähligen Ungeziefern und Läusen. Die Bedingungen waren fürchterlich. Es gab keine Toilette, sie wurde erst später im Duschaum dieser Baracke eingerichtet. Es wurde nicht gestattet, die Baracke zu verlassen, deshalb mußte man die Notdurft dort verrichten. Der Gestank war unerträglich. So sah es aus in diesem Konzentrationslager. Es war schrecklich dreckig, schauerlich. Zuvor befanden wir uns in Salzgitter, dort herrschte wenigstens Ordnung und Sauberkeit. Dort litten wir zwar Hunger, aber wir konnten überleben. Hier begriffen wir, daß wohl unsere Todesstunde geschlagen hatte, hier würden wir nicht überleben. Wenn vorher noch die Hoffnung da war, daß unsere Truppen kommen und uns befreien würden, gaben wir in diesem Lager jede Hoffnung auf, das Lager jemals lebend zu verlassen. Die Lagerbedingungen waren unmöglich. Während der ganzen Zeit, die wir dort waren, mußten wir hungern. [...]

Später, als wir tatsächlich befreit wurden, ich aber sehr krank war, nahm ich die Befreiung mit Gleichgültigkeit auf. Ich hatte keinen Appetit. Ob ich befreit war oder nicht, spielte für mich überhaupt keine Rolle mehr. Ich befand mich in einem Zustand, in dem ich kaum noch gehen konnte.

Ich hatte aus Zeiten in Berlin eine Freundin, Anna aus Donezk, die auf jede Art und Weise versuchte, mir zu helfen. Ich werde nicht müde zu erzählen - und ich tue das auch in meiner Familie - daß ich nur dank dieser Frau überlebte. Nach der Befreiung ließ man uns nicht aus dem Lager, in dem Typhus wütete. Der Ausgang war versperrt. Trotzdem verließen manche Mädchen das Lager, der Zaun stand nicht mehr unter Strom und es war möglich, Durchgänge zu finden. Auch Anna konnte das Lager verlassen. [...] Während ihrer Abwesenheit ließ sie mich in einem Zelt liegen. Einige der Mädchen waren weg und Zelte standen frei. Sie brachte mich in ein Zelt und ließ mich dort liegen. Eine weitere Frau wohnte in diesem Zelt. So lag ich dort, während sie ein, zwei

Tage abwesend war. Danach kam sie wieder, brachte mir etwas zu essen mit. Ich hatte Lust auf etwas Scharfes, Saures, sie holte mir entsprechendes zu essen. Sie fütterte mich, da ich nicht in der Lage war, selbständig zu essen. So verging einige Zeit. [...] Wenn sie mich nicht besucht hätte, wäre ich in diesem Zelt liegen geblieben und sicherlich gestorben. Sie fühlte sich mir gegenüber wohl irgendwie verpflichtet, sie mochte mich. Sie war neun Jahre älter als ich. Eines Tages sagte sie mir, daß wir das Lager unbedingt verlassen sollten, anderenfalls würde ich sterben. [...] Sie war der Meinung, daß wir versuchen sollten, als Küchenhilfe eine Anstellung zu finden. Nur so würde es uns gelingen, das Lager zu verlassen.

Man mußte vorher aber eine Desinfektion und ein Bad durchlaufen. Dafür mußte man sich in eine Warteschlange von Arbeit suchenden Mädchen stellen, die auf das Bad warteten. Ich konnte es aber unmöglich in dieser Warteschlange aushalten. Anna bat darum, mir einen Beleg auszuhändigen, daß ich die Desinfektion schon durchlaufen hätte. Sie war sicher, ich würde es dort nicht aushalten. Ich stand und mir war schwarz vor Augen, ich fiel fast um. Sie erklärte: "Sie wird Hitze und Dampf nicht durchstehen." Und daraufhin gab mir eine Frau trotzdem den Beleg darüber, daß ich in diesem Bad gewesen sei.

Danach mußten wir uns anmelden. Man stellte uns einige Fragen, woher wir kämen, wer wir seien. Das waren schon unsere russischen Männer. Ein Mann in Uniform. Er fragte, wer wir seien, woher wir kämen, wann wir in die Gefangenschaft geraten seien. Darauf gaben wir Antworten. Als er nach meinem Namen fragte, hatte ich meinen Namen vergessen, so schlecht ging es mir. Anna wußte meinen Namen und antwortete für mich: "Das ist Zujewa". Also notierte er "Zujewa". Ich verlor langsam das Gedächtnis. Dann wurden wir mit Jeeps abtransportiert, acht Menschen pro Wagen. Allein schaffte ich natürlich nicht, da einzusteigen. Man half mir und wir fuhren ab. [...] Wir wurden in Kasernen untergebracht. Dort war alles sauber, Betten mit weißer Bettwäsche. Dort wohnten wir als der Krieg zu Ende ging, es war bereits der 9. Mai. In einer Nacht hörten wir plötzlich Schüsse. Wir erschreckten uns wieder, wer schießt da, was hat das zu bedeuten? Als wir das Fenster öffneten, erfuhren wir, daß der Krieg zu Ende sei. An diesem 9. Mai befand ich mich in der Tat in Freiheit, außerhalb vom Konzentrationslager. [...]

Anna bemühte sich, mir zu helfen, mich irgendwie zu unterstützen, zu pflegen. Sie sammelte im Wald Sauerampfer und kochte Suppen, um mich mit dem Löffel zu füttern. Ich nahm ein paar Löffel zu mir und wollte nicht mehr, sie aber meinte: "Du

solltest essen. Du mußt gesund werden." Ich verweigerte das Essen, aber sie bestand darauf und half mir.

Dort wurden auch Medikamente verteilt. Ich erinnere mich, wie sie mir diese Pillen gab und mich in eine Bettdecke wickelte, damit ich schwitzte. Man sagt doch: Wenn man krank ist und sich durchschwitzt, wird man gesund. Deshalb wickelte sie mich in eine Bettdecke ein. Aber mir kam diese Bettdecke wie ein 100 Kilogramm schweres Gewicht vor. Ich war äußerst schwach, deshalb schien es mir, als ob ein riesiges Gewicht auf mir liegen würde. Ich warf die Decke ständig von mir ab, aber sie deckte mich wieder zu. Und dann führte sie mich noch spazieren. Wir gingen spazieren, aber ich schaffte kaum die Treppe herunterzusteigen. Sie breitete eine Decke im Gras aus und legte mich darauf. Ich legte mich hin. Im Gras gab es viele Käfer und Insekten. Aber ich hatte nicht einmal die Kraft, sie von meinem Körper abzuschütteln, obwohl sie mir unangenehm waren. So schwach war ich. Am zweiten Tag wollte ich schon nicht mehr hin. Ich erklärte: "Ich möchte nicht spazieren gehen. Es sind viele Insekten dort und sie sind so schwer, ich kann sie nicht fortjagen". Deshalb wollte ich nicht spaziergehen. Aber sie zwang mich zur Bewegung, zwang mich zum Kampf für das Überleben.

Nach Kriegsende

Frau Maksa

Wir aber, junge Patriotinnen, wollten sofort zu unseren, zu den sowjetischen Truppen fahren. [...] Als wir die sowjetische Zone, also das von unseren Truppen besetzte Territorium erreicht hatten, wurden wir von einem Kommandanten, einem russischen Offizier, in Empfang genommen. Dort befanden sich auch Ostarbeiter. Es waren etwa 300 Menschen dort, und darunter wir, 15 Mädchen aus Hamburg, aus Neuengamme, ehemalige KZ-Häftlinge. [...] Und dann standen wir vor ihm, und er las uns die Leviten: "Ihr seid so und so, schämt ihr euch denn gar nicht? Ihr habt euch in die Gefangenschaft begeben." [...] Ich widersprach ihm: "Was hätten wir denn tun können, mit 16 Jahren? Wir waren doch Kinder." Er meinte: "Ihr hättet euch erschießen müssen, aber euch nicht gefangen nehmen lassen dürfen." Und ich fragte ihn: "Und wo hätten wir die Waffen hernehmen sollen? Wie hätten wir uns selbst erschießen können?" "Dann hättet ihr euch erhängen, euch töten, aber ja nicht in die Gefangenschaft gehen sollen." Und ich fragte ihn: "Und wenn ihre Tochter an unserer Stelle eine KZ-Gefangene gewesen wäre?"

Darauf sagte er folgendes: "Ich hätte sie in zwei Teile zerrissen." Die eigene Tochter.

[...]

Zwei unserer Soldaten haben mich verhaftet und in die Kommandantur gebracht. Ljalja Baron und andere Mädchen, meine Freundinnen, sind dann in die Kommandantur gerannt und haben an die Leute appelliert: "Wissen Sie, wer dieses Mädchen ist? Sie war dort und dort. Wir 15 kommen aus einem Konzentrationslager. Man hat sie grundlos verhaftet." Er ließ mich frei, dieser Kommandant, ohne Entschuldigung, nichts. Soldaten kamen und man ließ mich laufen. Ich verließ mit den Mädchen die Kommandantur. So verlief der Empfang auf unserem Territorium. Engländer hießen uns mit Brot, Schokolade und Konserven willkommen. Unsere dagegen... So wurden wir empfangen. Wir hätten Selbstmord begehen sollen. Konnten denn Kinder sich selbst töten? So was. [...]

Nach dem Krieg kam ich in der sowjetischen Besatzungszone bei einer Militäreinheit unter. Ich war sehr mager. Sie hatten Mitleid mit mir, fütterten mich. [...] Bis 49 diente ich in dieser Einheit. 49 wurde mein Heimweh immer stärker. Ich blieb nur deshalb so lange fern der Heimat, weil ich keine Verwandten mehr hatte, sie waren alle umgekommen. Ich wußte nicht, wohin ich zurückkehren sollte. Kein Zuhause, keine Wohnung. [...] Im Jahre 49 wurde ich von übermächtigem Heimweh ergriffen und bat das Truppenkommando um Entlassung. Zu der Zeit hatte ich bereits einen Freund, meinen späteren Ehemann, der in Kiew lebte. Wir fuhren nach Kiew. Dort zogen wir bei seinen Verwandten ein, und ich heiratete ihn. [...] Wir zogen nach Bojarka um, mieteten dort ein Zimmer und gründeten unsere Familie. Aber ich hatte keine Kinder nach der Sterilisation in Hamburg und in Frankfurt am Main, im Lager. Ich bekam keine Kinder. Ich blieb ein Krüppel nach alldem... Wir hatten keine Kinder. Und viele unserer Mädchen, die Betroffenen, bekamen ebenfalls keine Kinder. Einige wurden daraufhin von ihren Ehemännern verlassen, die Kinder haben wollten. Aber mein Mann hat mich nicht verlassen, er meinte, "wie es ist so bleibt es auch, wir werden weiter zusammen bleiben." Auch heute leben wir zusammen, ich kann ihnen Fotos zeigen. [...]

Das Schrecklichste war, daß sie die Mädchen ihrer Mutterschaft beraubten. Sie glaubten wohl, daß die Mädchen im Lager eine Liebesbeziehung eingehen und Kinder gebären würden. Sie dachten, wir würden dort alle schwanger werden und deswegen beraubten sie uns der Mutterschaft. Das ist das Schrecklichste. Weder Hunger noch Kälte, weder Bomben noch schwere Arbeit, das alles war nicht so schrecklich wie unfruchtbar zu

bleiben. Die Frauen verloren ihre Fruchtbarkeit und nicht jeder Mann wollte so eine Frau heiraten. Nicht jeder blieb mit ihr zusammen. [...]

Nach der Rückkehr in die Heimat durften wir nicht in Militärbetrieben oder in sonstigen Geheimunternehmen arbeiten. Man meinte, wir könnten geheime Informationen verraten. Sie begriffen nicht, daß wir Antifaschisten waren, daß wir so etwas nie getan hätten. Stattdessen verfolgten sie uns, gaben uns keine Arbeit. Es tat sehr weh.

Es verging erst einige Zeit, bevor unsere Regierung ehemalige Gefangene anerkannte und ihnen einige Vergünstigungen zusprach. Als erste haben dann ehemalige Häftlinge des KZ Buchenwald ihren Verband OBAS gegründet, eine antifaschistische Bewegung. Auch Häftlinge anderer Konzentrationslager gründeten ihre Organisationen. Die Regierung erkannte uns nun an, weil sie wußte, daß im Ausland ehemalige Häftlinge sehr respektiert wurden. Wir konnten die ersten Kontakte mit ausländischen Häftlingen herstellen und unsere Zeitung "Sturmläuten von Buchenwald" herausgeben. [...] Wir führten Gespräche in Schulen, damit es sich nie wiederholt, damit unsere Jugendlichen wissen, wie schlimm es enden kann, daß ganze Völker von Fanatikern vernichtet werden können. Das waren unsere Aufgaben.

Frau Kurljak:

An einem Tag kamen viele Wagen, ich weiß nicht wie viele, etwa 20 Autos. Man setzte uns mit je 25 Menschen in die Wagen, dazu eine Kiste Lebensmittel und wir fuhren los, umgeben von Motorrädern, die den Weg überwachten. Man brachte uns zur Grenze an der Elbe. [...] Man fuhr uns dorthin, der Wagen parkte rückwärts. Sie haben einander begrüßt. Wir betraten, wie man sagt, eigenes Territorium. Und so gelangten wir, wenn nicht direkt nach Hause, dennoch zu unseren Landsleuten.

Der Empfang war aber nicht gerade freundlich. Wir waren froh, daß wir unter den Unserigen waren, aber sie empfingen uns nicht sehr freundlich. Sie beschimpften uns: "Daß euch dieser und jener hole!" Wir fingen an zu weinen, aber sie sagten, wir sollen aufhören und unsere deutschen Frisuren ändern, einfach alles ablegen. Aber wie konnten wir, junge Mädchen, das tun, wo wir uns doch sogar im Lager nicht hatten gehen lassen, und jetzt, wo unser Haar etwas gewachsen war, wir uns etwas schöner zu machen versuchten. Denn wir waren jung. [...]

Wir kamen in eine deutsche Stadt. Irgendwo mußten wir doch Unterkunft und Verpflegung finden. Ich versprach: "Nur ein Moment, gleich werde ich alles erledigen." Ich betrat ein deutsches Haus, dort lebte nur eine Frau, in diesem großen Haus. Wir

schaute uns das Haus an und ich sagte: "Hier werden wir wohnen. Mach uns morgens ein Frühstück." Und so wohnten wir dort. Die Hausbesitzerin verpflegte uns, aber dann sagte ich: "Mädchen, sie hat doch selber nichts zu essen, wie lange wollen wir noch so leben? Was meint ihr?" Allerdings hatten wir Angst, in die Stadt zu gehen, hatten Angst, entdeckt zu werden.

Eines Tages begegneten uns Burschen. Sie fragten uns: "Mädels, wollt ihr nach Hause?" "Klar doch." "Wir treiben Vieh in die Ukraine. Schließt euch uns an. Ihr werdet uns nur das Mittagessen kochen, das Geschirr abspülen und das Essen vorbereiten. Wir haben Milch, wir haben Fleisch, alles. Und so werden wir schnell unsere Heimat erreichen." Wir waren einverstanden und auf diese Art und Weise begaben wir uns in Richtung Zuhause. Wir erreichten irgendeine Stadt, trieben das Vieh heim. Das war noch nicht die Ukraine, das war noch Deutschland, eine Garnison. Wir brachten das Vieh dorthin und dort spielte es sich so ab: "Wer will in der Küche arbeiten?" Es fand sich eine. "Wer will am Milchseparator arbeiten? Aus Milch Sahne schlagen?" Ich sagte: "Oh, ich will keine solche Arbeit. Ich will so arbeiten, daß ich mich auch bewegen kann, laufen. Diese Arbeit ist nicht für mich, wenn man immer an einem Platz arbeiten muß." "Also gut, dann wirst du Klubhausleiterin. Morgens wirst du in die Stadt fahren und Post abholen. Dann mußt du die Zeitungen verteilen, Post sortieren, Versammlungen vorbereiten." Das war Arbeit nach meinem Geschmack. [...]

Wir arbeiteten und arbeiteten und schließlich baten wir: "Schickt uns heim." Aber der Verwalter, ich habe seinen Namen vergessen, warnte uns: "Mädels, nur keine Eile." Man schrieb bereits das Jahr 1946. "Nicht so schnell, in der Ukraine herrscht Hungersnot, niemand wartet auf euch, ihr seid dort unerwünscht. Wartet ab und arbeitet zuerst hier. Dann bekommt ihr Urlaub und könnt nach Hause fahren, um euch die Lage dort anzugucken. Wenn ihr danach zurückkommen wollt, kommt ihr zurück. Wenn nicht, dann bleibt ihr zu Hause."

Aber die Heimat ist nun mal die Heimat. Wir wollten nur nach Hause. Also schickte man uns heim. Wir kehrten zurück in die Heimat, im Jahre 46. [...]

Meine Heirat war glücklich, ich habe einen guten Mann getroffen. Und dann... Als ich in Deutschland, in einem Konzentrationslager war, hatte man etwas mit uns gemacht, ich weiß allerdings nichts Konkretes: Spritzen oder etwas ins Essen getan. Kurz gesagt, wir konnten keine Kinder bekommen. Ich lebte so, kinderlos. Aber er wollte Kinder und so entschloß man sich, sich zu trennen. Wir haben uns im Guten getrennt, er weinte und ich weinte, und so trennten wir uns. Er brachte aus Sibirien sein Mädchen mit, später.

Und jetzt hat er vier Söhne. Ich war nach dieser Trennung sehr krank, ich habe ihn sehr geliebt. Er war mein erster Mann. [...] Heute lebe ich allein, ja. [...]

In Nikolajew gibt es ein Museum, "Sturmläuten von Buchenwald". Das Museum leitet Marjana Moissejewna Belowa. In diesem Museum gibt es auch einen Verband, seine Mitglieder sind 140 ehemalige Häftlinge verschiedener Konzentrationslager. [...] Ich bin im Vorstand als Sekretärin und Mitglied der Sozialen Kommission tätig. Heutzutage ist das Leben, wie Sie wissen, nicht einfach. Manchmal muß man zu den Leuten fahren. Das tut unser Vorsitzender, Nikolaj Prokopjewitsch Kolesnikow. Man muß in den Landkreis fahren, um günstige Lebensmittel für ehemalige Häftlinge zu erbitten. In diesem Jahr konnten wir Tomaten, Zwiebeln und billigen Zucker erwerben. Ich verteile das alles. [...] Wir helfen auch denen, die Haftbescheinigungen benötigen, schreiben Briefe, helfen wie wir können, damit die Menschen Bestätigungen ihrer KZ-Haft erhalten.

Frau Prokopienko

Aber die ganze Zeit wollten wir nur nach Hause. Nach Hause, schnell zurück nach Hause. Dann kam der Zeitpunkt, an dem wir eine Anweisung bekamen, unsere Sachen zu packen, um in die Heimat zu fahren. Wir wurden mit Zügen abtransportiert. Nicht mit Güterzügen, sondern mit normalen Passagierzügen. Keine Schlafwaggons, trotzdem bequem. Man ließ uns in diese Waggons einsteigen, und der Zug fuhr los. Die Fahrt ging über Hamburg nach Malchin. Als wir dort ankamen, warteten wir ungeduldig darauf, unsere Soldaten zu sehen, in unserer Zone zu sein. Nachdem wir aber dort angekommen waren, wartete auf uns eine große Enttäuschung. Der Empfang lief etwa so ab: "Wer seid ihr? Ihr seid doch so und so. Ihr habt euch an Deutsche verkauft." Wir wurden sehr unfreundlich behandelt, ein bitterer Nachgeschmack blieb nach diesem Empfang, auf den wir uns doch zuvor so gefreut hatten. [...]

Ich kehrte im September 45 heim. [...]

Das Leben nach dem Krieg war selbstverständlich schwer. Insbesondere hatten wir, ehemalige KZ-Gefangene, Heimkehrer aus Deutschland, das Leben nicht leicht. Wir hatten uns zuvor eigentlich vorgestellt, daß unsere Gefangenschaft in Deutschland entsprechend gewürdigt werden würde, da wir dort auch gekämpft hatten - ich hatte zum Beispiel im Rundfunk heimlich Nachrichten gehört und sie weitergegeben. Aber die Wirklichkeit sah ganz anders aus. Ehemalige KZ-Häftlinge wurden als Spione betrachtet. [...]

Als Chruschtschow an die Macht kam, änderte sich die Lage ein bißchen, trotzdem fühlten wir uns ausgestoßen, als ob wir unser Vaterland verraten hätten... Wir waren aber keine Verräter, sondern nur Kinder. Ich war 13, als der Krieg angefangen hatte. Mit 14 oder 15 Jahren wurde ich verschleppt, an sich noch ein ganz junges Mädchen. Aber auch als Jugendliche hatten wir etwas für unser Vaterland, für den Sieg unternehmen wollen. Wir waren patriotisch, ich und Witja Wyscheslawskij, mein Mitschüler, und da war noch Rita Chodorkowskaja, die er später geheiratet hat, wir waren in einer Klasse. Nachdem unsere Stadt von den Deutschen besetzt worden war, versammelten wir uns und diskutierten, was wir dagegen unternehmen könnten. Dabei überlegten wir uns zum Beispiel die Herausgabe von Flugblättern, in denen wir über die Nähe der Roten Armee berichten wollten, um unsere Mitbürger aufzumuntern. Wir waren so erzogen, in der Liebe zu unserem Vaterland. Nach der Rückkehr aus Deutschland mußten wir aber Verfolgungen erleben...

Anmerkungen

¹Vgl. dazu auch die Notizen von Katharina Hertz-Eichenrode: "Erinnerungen, die ich das ganze Leben zu tragen habe..." Drei Ukrainerinnen, ehemalige Häftlinge des KZ Neuengamme, zu Gast in Hamburg, in: Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland, 4 (1998), S. 169-172.

²Angehörige einer 1824 in Rußland entstandenen religiösen Sekte, die den Heiligenkult, die Ikonenverehrung und die Sakramente ablehnte (dtv-Lexikon).

³Frau Maksa spricht hier von Nila Kurljak, die sie im Flugzeug nach Hamburg erstmals nach Kriegsende wiedertraf.

⁴Gemeint ist Frau Maksa.